

REZENSION

Keppeler, Toni, 2021. *Schwarzer Widerstand*. Sklaverei und Rassismus in Lateinamerika und der Karibik. Zürich: Rotpunktverlag, 255 S.

Der hier zu besprechende wichtige Band geht von einem Defizit aus, das der Verfasser bekämpfen möchte: im kollektiven Bewusstsein Europas und insbesondere des deutschsprachigen Raumes verbinden sich mit den Begriffen *Sklaverei* und *Rassismus* die Verhältnisse in den USA, kaum jedoch die in Mittel- und Südamerika. Dabei sei die erdrückende Mehrheit der Sklaven aus Afrika in diese Zonen eingeführt worden (8). Über Zahlen, die sich nur mühsam und unzureichend rekonstruieren lassen, kann man trefflich – aber vergeblich – streiten. Die USA stehen nicht zuletzt deshalb im Mittelpunkt, weil hier die Kluft zwischen *verkündetem* Anspruch und trauriger Realität besonders schreiend ist und weil die Rolle der USA als Weltmacht zu genauer Beobachtung Anlass gibt. Vielleicht lässt sich noch ein weiterer Grund anführen: der Rassismus wurde (und wird) in den USA *auch* theoretisch begründet, während er südlich davon meist ohne große Begründung einfach praktiziert wird (es gibt wenige Ausnahmen). Das dürfte *auch* damit zusammenhängen, dass in der Moderne die Sklaverei den Rassismus fast notwendig braucht, um sich selbst zu rechtfertigen (das war in der Antike anders, wo Sklaverei, etwa als Schuldsklaverei, leichter wieder aufzuheben war); das erklärt auch die negative Rolle zunächst der katholischen Kirche (die Protestanten zogen später rasch nach) in diesem Zusammenhang.

Der Autor Toni Keppeler ist Journalist. Er schreibt gut lesbar und verbindet unmittelbare Reportagen mit weiten historischen Ausblicken; er kann (und muss) natürlich auswählen, welche Aspekte er behandeln will, soll das Buch nicht über alle Maße anwachsen. Andererseits gibt er leider die Quellen seiner Zitate nur ungenau an, daher wird ein Weiterlesen der zitierten Gedanken recht schwer gemacht. Das ist ein wenig schade; genauere Angaben hätten den Lesefluss nicht groß gestört. Keppeler macht deutlich, dass der Widerstand gegen die Sklaverei unterschiedliche Formen annehmen kann: das geht von Flucht, dem „Rückzug aus der Geschichte“ und bewaffnetem Kampf bis zur intellektuellen Widerlegung der Sklaverei. Diese muss vor allem geführt werden, damit die Versklavten sich nicht die Gedanken der Unterdrückung zu eigen machen und somit in Entfremdung (*Aliénation*) verfallen. Erst wenn die (Nachfahren der) Sklaven sich selbst ernst nehmen, können sie mit Aussicht auf Erfolg gegen die herrschenden Zustände ankämpfen.

Zu Recht beginnt Keppeler seine Darstellung mit der Geschichte des Widerstandes in Haiti (15-93). Der Widerstand gegen die Sklaverei beginnt mit ihrer Einführung aus Europa (man darf nicht vergessen, dass in den großen Städten vor allem im südlichen Europa afrikanische Sklaven um 1500 eine alltägliche Erscheinung waren; in Lissabon sollen sie zeitweise 10% der Bevölkerung gebildet haben (vgl. zuletzt die für den Gesamtzusammenhang wichtigen Arbeiten von Zeuske, Michael, 2018. *Sklaverei*. Ditzingen: Reclam, und Michel, Aurélia, 2020. *Un monde en nègre et blanc*. Paris: Seuil, coll. Points). Die Sklaverei wird notwendig, um aus den amerikanischen Kolonien Gewinne ziehen zu können; diese sind so gewaltig, dass Frankreich im Frieden von Paris (1763) lieber seine kanadischen Besitzungen aufgibt als die Zuckerinsel. Keppeler geht ausführlich auf vorbereitende Formen des Widerstandes ein und präsentiert dabei auch den Voudou-Glauben als einen Weg zur Bewahrung des schwarzen Selbstbewusstseins und des religiösen Synkretismus. Erst als der Gleichheitsgedanke der französischen Revolution auch auf Haiti Fuß fasst, kommt es 1791 zu einem Aufstand, nach kurzer Zeit unter der Führung von Toussaint Louverture, der nach vielen Peripetien zum Erfolg führt. Als Haiti sich am 1. Januar 1804 unabhängig erklärt, ist das für Frankreich eine gewaltige Niederlage. Napoléon Bonaparte erweist sich in diesem Zusammenhang einmal mehr als der Totengräber der Revolution (er ist in erster Ehe mit Joséphine Tascher de la Pagerie aus einer Sklavenhalterfamilie in Martinique verheiratet). Diese Unabhängigkeit ist die erste dramatische Niederlage des europäischen Kolonialismus.

Das heute noch aktuelle Drama entwickelt sich erst danach: die europäischen Mächte und die USA stellen den neuen Staat ins Abseits, verurteilen ihn zu einer Paria-Existenz. Sie billigen ihm keine Rechte zu. Das führt notwendig zu raschen internen Verzerrungen. Keppeler schreibt sehr prägnant: „Die gesamte haitianische Revolution war eine Revolution von unten, getragen von einer zutiefst demokratischen sozialen Bewegung. Der Staat aber wurde dann aus dem Militär heraus gegründet und war entsprechend autoritär.“ (60) 1825 kam es zu einem Vertrag mit Frankreich (damals in der Phase der Restauration), das die Unabhängigkeit Haitis gegen die Zahlung einer Entschädigung von zunächst 150, später 90 Millionen Goldfrancs anerkannte. „Das Land wurde zum Modell des postkolonialen Schuldnerstaats“ (68), die Versklavten mussten noch für ihre Freiheit bezahlen, anstatt für das erlittene Unrecht entschädigt zu werden. Später lösten die USA Frankreich als Unterdrücker ab; sie besetzten das Land von 1915 bis 1934. Durch diese postkoloniale Politik wurde die Zerrissenheit der heutigen haitianischen Gesellschaft in hohem Maße vergrößert.

Angesichts dieser Situation entwickelt sich allmählich ein haitianisches Selbstbewusstsein, das sich vor allem in der Person des Ethnologen Jean Price-Mars (1876-1969) und seinem Werk *Ainsi parla l'oncle* (1928) konkretisiert. Ich erinnere mich noch gut des Selbstbewusstseins der haitianischen Studenten in Frankreich vor fünfzig Jahren gegenüber denen aus Martinique oder Guadeloupe. Dennoch: Haiti hat es nicht geschafft, zu einem gelungenen Staat zu werden. Die auf verschiedene Naturkatastrophen folgenden Hilfsoperationen der UNO versanden, weil sie in die falschen Hände gerieten.

Ein weiteres Kapitel widmet Keppeler Martinique und dem Konzept der *négritude* (95-115), das sich vor allem mit der Person Aimé Césaires (1913-2008) verbindet. Man kann die *négritude* als eine Antithese zum weißen Rassismus ansehen, vergisst dabei aber zu oft, dass Césaire selbst sie nur als eine *vorläufige* Replik angesehen hat, die es in einer Gesellschaft der Zukunft zu überwinden gilt (dieses dialektische Denken Césaires unterscheidet ihn von einer essentialistischeren Haltung, wie sie etwa bei seinem Freund Léopold Sédar Senghor festzustellen ist). Frantz Fanon, mit seinen *Damnés de la terre* (1961), wird diesen Weg der Dialektik weiter gehen. Später wird Edouard Glissant (1928-2011), der als Unabhängigkeitskämpfer begonnen hat, auf demselben Weg fortschreiten; seine Anhänger Jean Bernabé, Patrick Chamoiseau und Raphaël Confiant werden mit ihrem Werk *Eloge de la Créolité* (1989) zum Versuch einer Integration finden, die aber teilweise das wieder erwachte Selbstbewusstsein eines Césaire abschwächt; teilweise wird ihr Werk als eine symbolische Hinrichtung des „Übervaters“ Césaire gelesen. Immerhin hat Césaire selbst viele Jahrzehnte lang „Realpolitik“ betrieben als Abgeordneter in der französischen Nationalversammlung und als Bürgermeister der Hauptstadt Fort-de-France. Heute zeigt das kollektive Bewusstsein drei Spielarten: die *départementalistes*, die am *status quo* festhalten wollen, die Autonomisten in der Nachfolge Césaires und die Anhänger der Unabhängigkeit. Solange diese nicht zur Debatte steht, erzielen die *indépendantistes* große Wahlerfolge, das Plebiszit über erweiterte Autonomierechte von 2010 endete allerdings mit 79% der abgegebenen Stimmen für den *status quo*: die Brieftasche siegte über das Bewusstsein.

Es erstaunt ein wenig, dass Keppeler kein Wort über Guadeloupe verliert, das zwar keine Denker wie Césaire vorzuweisen hat (dafür aber die große Schriftstellerin Maryse Condé), wo die sozialen Kämpfe aber viel heftiger ablaufen und wo die Erinnerung an die vorübergehende Abschaffung der Sklaverei während der Französischen Revolution sehr präsent ist. Zwar hat er recht, wenn er sagt, dass die Stigmatisierung des Kreolischen auf den französischen Inseln abnimmt, aber leider geht diese Entwicklung parallel mit

einer Abnahme der Sprachverwendung; die Zahl der Schriftsteller, die es literarisch verwendet, bleibt gering (114; viele gehen zum Französischen über, sobald sie Erfolg haben).

Ein Kapitel ist Jamaika gewidmet (117-147), von wo die Bewegung der *Rastafari* ausgeht. Die Nachkommen der afrikanischen Sklaven können überall dort relative Erfolge erzielen, wo sie sich der Moderne verweigern und sich auf ihre eigenen Lebensweisen zurückziehen – solange unter ihrem Boden keine Bodenschätze vermutet werden. Selbst Kuba hat es trotz seiner sozialistischen Revolution nicht geschafft, für eine wirkliche Gleichberechtigung der schwarzen Bevölkerung zu sorgen (wenn die Fortschritte dort auch deutlicher sind als in den meisten anderen Gebieten). Solche Gruppen sind oft die Nachfahren von ehemaligen *cimarrones*, entflohenen Sklaven, die sich in unzugängliches Gelände zurückgezogen haben, um dort in Freiheit zu leben – gewöhnlich mit Formen der Subsistenzwirtschaft.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Keppeler den „Schwarzen, die niemals Sklaven waren“ (149-169). Zu ihnen zählen besonders die *Garífuna* in Honduras, Belize, Guatemala, Nikaragua, auf Saint Vincent und den Grenadinen; ein großer Teil von ihnen ist mittlerweile in die USA ausgewandert. Ihre Anfänge lassen sich auf das Jahr 1735 zurückverfolgen, als ein Sklavenschiff vor Saint Vincent scheiterte; die Entführten konnten sich retten und wurden von den auf der Insel lebenden Kariben aufgenommen. Beide Gruppen verschmolzen nach und nach. Heute müssen sie vor dem anstürmenden Kapitalismus um ihre Siedlungen kämpfen.

Ähnliche Beobachtungen lassen sich über viele Siedlungsgebiete von Nachfahren afrikanischer Sklaven machen (171-197). Ein bekanntes Beispiel ist der Ort Palenque de San Basilio bei Cartagena de Indias in Kolumbien, wo sich eine Gruppe mit einer spanischbasierten Kreolsprache bis heute halten kann (jetzt allerdings von Auflösung bedroht ist). In vielen anderen Ländern des lateinamerikanischen Festlandes geht die „Sichtbarkeit“ der Schwarzen immer weiter zurück. Will man Reste von ihnen finden, so muss man sie sorgfältig suchen: einer der wenigen Orte in Argentinien, die noch heute von schwarzer Präsenz zeugen, ist die Stadt Carmen de Patagones im äußersten Süden der Provinz Buenos Aires. Stärker zeigt sie sich in Montevideo, dessen Hafengebiet mich in manchem an den Hafen von Fort-de-France erinnert. Die Vernachlässigung der schwarzen Bevölkerung zeigt Keppeler am Beispiel des Ortes Noanamá in Kolumbien (190-197).

Brasilien hat nicht nur die meisten Sklaven importiert, sondern auch die beständigsten von *cimarrones* besetzten Gebiete gekannt, die sich bisweilen über viele Jahrzehnte halten konnten (199-223). An der Diskriminierung der

schwarzen Bevölkerung hat sich bis heute nicht viel geändert, obwohl sie auf dem Papier gleiche Rechte genießt. Das alte Werk des Soziologen Gilberto Freyre *Casa grande e senzala* (1933) ist in gewissen Teilen noch immer aktuell. Im folgenden Kapitel (225-243) berichtet Keppeler auch über den schwarzen Widerstand in Brasilien, zuletzt vor allem in Gestalt der Person des vielseitigen Künstlers und Intellektuellen Abdias do Nascimento (1914-2011). Sich als explizit links verstehende Regierungen stärken (mitunter) die Position der Schwarzen; in Brasilien etwa unter Lula da Silva, in Bolivien unter Evo Morales und in Ecuador unter Rafael Correa. Allerdings sind diese Fortschritte prekär: rechte Regierungen können sie, ohne sie formell aufzuheben, durch Untätigkeit verkommen lassen. Immerhin wurden auch in wenig aufgeschlossenen Staaten wie Kolumbien Gesetze zum Schutze der Schwarzen verabschiedet (1993), doch ihre Umsetzung geht nur langsam voran (vgl. 237/238). Die schwarzen Organisationen fordern eine *reparación histórica* (241, der Begriff wurde meines Wissens zum ersten Male 1981 in Frankreich, im *rapport Giordan*, verwendet, der sie auf die dominierten Sprachen Frankreichs angewendet wissen wollte – wie bekannt, bis heute ohne Erfolg). Diese Formulierung von Ansprüchen ist bemerkenswert und zeugt von gewachsenem kollektivem Selbstbewusstsein. Ob sie ein erster Schritt zu einer nachhaltigen Lösung der Spannungen oder in eine Sackgasse sein wird, muss sich erst noch zeigen. Man würde sich wünschen, dass *jeder* Rassismus verschwindet – aber das würde wohl andere gesellschaftliche Strukturen voraussetzen. Man kann Keppeler zwar bis zu einem gewissen Grad zustimmen, wenn er sagt, dass die Geschichte zeige, dass es eine friedliche Abschaffung von Kolonialsystemen nicht geben könne (112); irgendwann muss die Spirale der Gewalt jedoch unterbrochen werden, sonst setzt sich die Gewalt in der „befreiten“ Gesellschaft über Jahrhunderte fest, wie etwa die USA zeigen.

Das Buch ist sorgfältig geschrieben und gearbeitet. Natürlich würde jeder Rezensent, nicht zuletzt aufgrund seiner eigenen Erfahrungen, manchen Akzent ein wenig anders setzen. Das stellt den Wert des Buches nicht in Frage. Erstaunlich ist, dass der Verfasser, im Unterschied zu der wissenschaftlichen Literatur, die ich kenne, Priester des Voudou durchgehend als *hangun* bezeichnet und nicht in der üblichen Schreibweise als *boungan* (manchmal englisch *hungan*). Der zentrale Pfosten in einem *hunfo* heißt gewöhnlich *poteau-mitan* (34).

Auf jeden Fall kann Keppeler sehr eindrücklich zeigen: „Sklaverei und Rassismus sind keine längst vergangene Geschichte.“ (247) Man möchte ihm viele nachdenkliche Leser wünschen.

Oberwaltersdorf, 30. Mai 2021